

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: - (1927)
Heft: 8

Artikel: Die blauen Indianer
Autor: Cendrars, Blaise
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-758297>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die blauen Indianer

Von Blaise Cendrars

Deutsch von Käte Mintz

Kammerdiener, Dienstbote, Mann für alles – auf mein Wort, Lathuille war ein komischer Kauz. Er hatte uns in Wyoming getroffen, beim Aussteigen aus dem Zuge in einem kleinen Bahnhof nahe von Cheyenne festgehalten und sich erboten, uns den Nationalpark von Yellowstone zu zeigen. An diesem Morgen trug er eine schöne Dolmetschermütze. Er war Franzose, ich glaube aus Morbihan gebürtig und hieß mit Vornamen Noël.

Wir waren durch fast alle Staaten Nordamerikas gestreift und Lathuille hatte schnell herausgefunden, dass unsere Reise hauptsächlich darin bestand, die großen Städte zu vermeiden, die zu stark besuchten Palasthotels und die Pacificbahn, wo sich ein Kommissar im Zuge aufhielt, woraus er schloss, da sein Verstand ebenso scharf als schnell war, dass die noch wenig bekannten Landstriche von Arizona einen Reiz für uns haben könnten und umgehend vorschlug, uns in die südwestlichen Gegend zu führen, um dort die Naturmerkwürdigkeiten zu studieren und die Indianerreservierungen unweit der Grenze zu besuchen. Wenn Lathuille ein ausgekochter Gauner war, so war er ebenso ein verwünschter Schwätzer und er verstand, uns die Notwendigkeit dieser Reise mit so viel Wärme darzulegen, indem er ein großartiges Bild von dem Abenteuerleben in der Einsamkeit entwarf und die Indianer mit ihren Frauen und Kindern idyllisch schilderte, wie sie singen, tanzen, auf Flöten aller Größen eine seltsame Musik machen auf dem Dach ihrer zusammenstürzenden Wohnstätten oben auf dem Gipfel hoher Sandklippen, dass wir uns leicht überreden ließen. Es hätte nicht einmal so viel gebraucht, um uns zu einem Entschluss zu bringen.

In kleinen Tagereisen zogen wir den Colorado abwärts. Nichts eilte. Lathuille schwatzte.

Je weiter wir nach Süden kamen, umso mehr drehte sich das Geschwätz von Lathuille ausschließlich um die Goldmine, aus der er uns Nutzen ziehen lassen wollte. Er sprach morgens und abends davon, während des ganzen langen Tages zu Pferd und noch spät in der Nacht, wenn wir – um ein Feuer gelagert, den Kopf auf unsren Sätteln – gesalzenes

Schwein und schwarze Bohnen verzehrt hatten und die dicken Zigarren des Südens rauchten. Der Himmel war dunkel. Die an den Füßen gefesselten Pferde mahlten mit ihren Zähnen.

« Meine Goldmine, der Common Eagle bei Big-Stone (wir sind in vierzig Tagen dort, die Grenze, wo mich gute Freunde erwarten, ist zwei Tage weiter, man überschreitet sie sehr leicht, Sie werden sehen) liegt in einem verlorenen Hochtal dieser Berge, die kein Europäer kennt. Um dort hinzugelangen, erklettert man steile Abhänge und kommt in ein sandiges Becken, das von keinerlei Art Grün erheitert wird. (Ein interessantes Insekt in dieser Gegend ist die honigerzeugende Ameise; die Eingeborenen sind sehr lüstern danach, es ist ein berühmtes Liebesmittel). Diese Wüste wird durch völlig nackte Felsen aus kreidigem Sandstein abgeschlossen. Nähert man sich nun diesen sandigen Massen, so entdeckt man in luftiger Höhe Häuser und dann Menschen, die durch die Ankunft eines Fremden in große Erregung versetzt werden. Es führt nur ein schmaler, abschüssiger Pfad dort hinauf (man erklimmt ihn unter dem schrillen Anruf der Flöten, es gibt Röhren von fünfzehn Fuß, die Sie zum Kehrtmachen bringen) und man ist bei den Vallataon, von den Mexikanern Jemez-Indianer genannt. Der Ort hat eine katholische Kirche, eine estufas in der Eingeborenensprache. Die Kirche liegt einsam und ist beinahe verfallen. Sie ist Montezuma geweiht. Man sieht dort das ewige Feuer brennen, das bis zur Rückkehr Montezumas unterhalten wird, der dann sein Weltreich errichtet. Auf den Kirchenmauern sind Indianer dargestellt, wie sie den Hirsch oder Bären jagen und ein ungeheuerer Regenbogen, der mit seinen beiden Enden auf zwei Stühlen ruht, sowie die aufgehende Sonne und der Blitz, der den Raum durchschneidet. Hinter der Kirche erstreckt sich die Fernsicht weit nach Süden und Osten und enthüllt drei Berge, welche die Eingeborenen Tratsitschibito, Sosila und Tistsit-loi nennen (sie sind mehr als zehntausend Fuß hoch). In der Nähe hat man fossile Mammutknochen gefunden. Der alte spanische Pfarrer, der diese Ausgrabungen unternommen hat, das ist auch ein alter Bock, er ist der Besitzer meiner Mine und will sie verkaufen; ich kann Ihnen noch ein besseres Geschäft vorschlagen, ein Diamantenfeld, das etwas weiter liegt, auf der anderen Seite der Berge, zwei Tagereisen von Stinckingsprings bei den Tuha-Indianern; ihr wahrer Gott ist die Sonne, sie rufen den Wind mit einem Schrei a-ah-a, hi-i-i, und lassen es regnen, indem sie uû-uû-uû pfeifen – eines Tages nahm mich der alte Pfarrer der estufas bei der Hand und sagte mir: « Me gusta mas el oro que los huesos! » Darauf führte er mich in eine enge Röhre mit senkrechten

Felswänden. Längs des ausgetrockneten Flussbettes häuften sich zu Füßen der Kakteen tönerne Scherben in überaus lebhaften Farben. In der Luft schwebte sehr hoch ein Adler und die Wände der Felsklippen waren so weit als das Auge reichte, durchsiebt von Löchern; Einbuchtungen, Spalten und mit ockerfarbigen, gelben und blauen Hieroglypheninschriften bedeckt. Ein Haufe Indianer hing an Lianenseilen im Leeren. Wie ein Fliegenschwarm krabbelten sie in der Sonne. Mit erstaunlicher Schnelligkeit kletterten sie hinauf und hinunter. Sie drangen in die Löcher, Einbuchtungen, Spalten des Berges und untersuchten alle Vertiefungen des Felsens. Von Zeit zu Zeit kam einer von ihnen mit etwas Rundem im Arm wieder zum Vorschein. Er schaukelte einen Augenblick an seinem Seil, drehte sich um sich selbst, strampelte mit den Beinen um das Gleichgewicht zu bekommen und ließ dann mit weiter Bewegung den Gegenstand fallen, den er hielt. Zu unseren Füßen zersplitterte eine riesige Urne. Eine zusammengekrümmte Mumie sprang heraus, schwarze Knochen und Goldplatten, so groß wie die Hand. Verstehen Sie wohl, reines Gold – kein Quarz, kein Sand, sondern bearbeitetes Gold. Kaufen Sie mir meine Mine und teilen wir. Sie stimmen sicher mit mir überein und begreifen, dass ich Ihnen keine Aktien verkaufen will (ich habe zehntausend Titel in Denver-City stechen lassen, hunderttausend Shares zu einem Dollar, aber man muss zuviel Formalitäten erledigen, ehe man zehn unterbringen kann, ich habe das ganze Paket unter meinem Sattel und zünde alle Abend das Feuer damit an; außerdem sind noch der Stecher und der Papierhändler zu bezahlen und ich bin blank); ich biete Ihnen also kein Papier an, sondern Gold, das Gold des alten Pfarrers, e muy antiguo, tien mas que ciente y viente anos. Man muss nur mit ihm abrechnen. Das ist ein alter Bock, der Schätze anhäuft (zum Beispiel weiß ich noch immer nicht, wo sein Versteck ist, man muss ihm einheizen damit er spricht, so wie man es bei uns tut; ebensogut kann man auch die Indianer betrunken machen und den Pfarrer hängen lassen), nehmen wir an, dass er hundert Lasten davon hat; das Gold gehört mir, ich teile; ich verlange nur von Ihnen, dass Sie Burros von den Indianern kaufen (Burros bravos, wilde Maulesel, die überall durchschlüpfen und Ziegelsteine fressen würden oder noch besser das Holzpflaster der Boulevards, es sind gute Tiere) und wir gelangen über Ojos Calentes nach Mexiko, ohne jemandem zu begegnen (natürlich versetze ich die Brüder, die mich weiter unten im Osten erwarten, Ojos Calentes liegt westlich). Wir vermeiden das Waldgebiet und nehmen den Weg durch die Alpenländer, wo es Wasserlöcher mit etwas Grün herum gibt. Es ist schwierig, aber Sie

können ruhig sein, ich führe Sie schon sicher. In Guyamas schiffen wir uns ein, ich kenne den Ort (dort ist ein Endchen Eisenbahn, ich habe an den Schienen gearbeitet). Von Guyamas macht ein Küstenfahrer regelmäßigen Dienst nach Maxatlan. »

Wir kamen zu San-Pedro nach Common Eagle. Obgleich die Indianer sich von der römisch-katholischen Kirche losgesagt hatten, hielten sie dennoch dies Fest ein. Damals wurde es gerade durch Pferderennen in den Straßen des Ortes gefeiert. Die Frauen standen auf den Dächern und schütteten von dort Wassergüsse auf die zurückbleibenden Reiter.

Der alte spanische Pfarrer war tot; tot und begraben. Seit mehr als drei Jahren hatten die Vallataon keinen Weisen mehr gesehen. Wir blieben beinahe sechs Monate bei ihnen. Ich sammelte – einsam, wütend – im Tal der Gräber tönerne Scherben, legte – da ich nichts besseres zu tun hatte – ein Wörterbuch des Jemezdialektes an, öffnete mit umgebogenen Nadeln der Leib der honigerzeugenden Ameisen und teilte meine Ausbeute mit kleinen, kaum mannbar gewordenen Indianerinnen, die kreischten und sich um ein Insekt balgten, das seinen Honig mit seinen Eingeweiden herausquellen lässt und noch Kopf und Beine bewegt. Lathuille wühlte überall herum, grub Löcher und Gräben, drehte die ganze Kirche um und übte während der Nacht in Gesellschaft eines alten blinden Häuptlings sowie eines leprakranken Kindes Zauberbräuche aus, ohne dass es ihm gelang, den verborgenen Schatz des alten Pfarrers zu erwischen.

Wir hatten einen starken Vorrat an Branntwein mit uns gebracht, die Fracht von acht Lasttieren, vierundzwanzig große Korbflaschen zu fünf Gallonen. Lathuille knauserte nicht damit. Seit unserer Ankunft floss der Alkohol in Strömen; Männer, Frauen, Kinder gaben sich einer wahren Orgie hin und um die letzten Tropfen Branntwein zu erhalten, rissen sie die zerfallenen Mauern der estufas ein. Bisweilen wurde ein Becher Alkohol in das ewige Feuer gegossen; dann züngelten die Flammen über die Steine der Feuerstätte, die drei heiligen Steine des Herdes, letzte Spur des antiken Tabernakels Montezumas, und die rasenden Dorfleute umtanzten es im Kreise. Allein trotz der Schreie, Tänze, gesungenen Beschwörungen, rituellen Rundgesänge, der Zauberflöten, die noch berausender waren als Alkohol, trotz der höllischen Küche des blinden Alten und der Trancezustände und Prophezeiungen des leprakranken Kindes, trotz all dieser Hexenkünste blieb das Gold unauffindbar.

Hungernot nistete sich im Dorfe ein. Die Indianer wurden bedrohlich. Unter unseren Reittieren wütete die Rotzkrankheit. Nachdem sich unser Branntweinvorrat erschöpft hatte, brachen wir eines Morgens auf.

Es war Flucht.

Wir zogen über Berggrücken wie Messerschneiden (*cuchillas*) und rollten höckrige Abhänge hinunter, wo unsere Pferde nur mühsam in dem herabgebrochenen Sandstein vorwärtskamen, der die engen Durchgänge verstopfte und das Bett der ausgetrockneten Sturzbäche überfüllte. Als wir uns einen Pfad durch unwegsame Übergänge gebahnt hatten, kamen wir in gespaltene, zerklüftete, von Geschwüren geschwollene Ebenen. Da hoben sich Türme aus Sand und Ton. Auf ungeheure Weite war die Erde ausgehöhlt, zerfetzt, rissig, durchlässig. Abgebrochene Steine stachen steil in die Höhe, Steinplatten ruhten auf gebrechlichen Kieselsäulchen. Gewinde, Tropfsteinzungen, Haken aus Glaslava hingen über unseren Köpfen; unsere Pferde stolperten über Felskämme, scharfe Nadeln, sägeförmige Scharten, die den Boden stachelten. Dann führte uns der Weg in staubbedeckte, kahle Grasebenen, wo vereinzelte Jukkas ihre dolchscharfen Blätter herausschnellten.

Und die Vallataon waren uns auf den Fersen. Während mehr als drei Wochen beunruhigten sie uns durch die spitzigen Geschosse aus ihren Blasrohren, während mehr als drei Wochen wurden wir durch ihre Flöten verfolgt. Jawohl, durch ihre Flöten. Sie zischten, plärrten, knarrten hinter uns, sie murrten in den Pässen und Schluchten, sie drangen donnernd in die felsigen Talkessel, wo sie uns, von unzähligem Wiederhall zurückgeworfen, überschütteten. Vor und hinter uns, links und rechts, und überall um uns her hetzten uns Millionen entfesselter Stimmen, beunruhigten, bedrohten uns, ließen uns Tag und Nacht keine Ruhe. Es schien, als ob in all diesem Sand, inmitten all dieser stürzenden Steine jeder unserer strauhelnden Schritte ein Ungewitter von Tönen aufwühle, einen prasselnden Ausbruch, der sich in Gestalt von Verwünschungen, Schreien, Schluchzen, Flüchen, Heulen, Raserei über uns ergoss. Kriegerische Flöten beschossen uns wie Kanonen, andere barsten wie Schrapnels, sodass wir uns duckten, andere – weniger starke – gurrten kläglich und machten uns umkehren, die gellendsten verletzten unser Gehör, schonungslos trafen uns die tiefsten, ließen uns zurückweichen. Gewisse Tonfolgen machten uns rasend. Es war, um den Verstand zu verlieren. Wir drehten uns im Kreise. Unsere zitternden Reittiere gingen durch. Wir wurden toll wie sie. Durst würgte uns und die Sonne, die sich wie ein Gong entlud, ließ jeden Stein in dieser Einöde aufheulen und die Weite der Savannen wie ein Tamtam erschallen.

Mit klopfenden Schläfen strebten wir vorwärts ohne auch nur zu wagen einen Flintenschuss abzugeben, indem wir unsren ganzen Tross, Kisten, Lasttiere, bis zur letzten Feldflasche umherstreuten. Durch das Drehen,

Vorwärtsgehen, Zurückweichen, Hinauf- und Hinunterklettern fanden wir uns in diesem Gewirr von Gängen, Pässen, Felsnasen, Vorgebirgen, Bergen, Ebenen, Rücken, Graten, Schluchten und Hügeln nicht mehr zurecht. All unsere Pferde kamen um und wir trabten auf unserem eigenen Schatten weiter. Winzig, zusammengeschrumpft, zogen wir in der heißen Mittagssonne vorwärts und wir liefen noch, hinfällig, unter der großen Mondscheibe in verschattete Löcher und Höcker.

Endlich hörte die Verfolgung auf. Die Vallataon hatten die schwarzen Steine erreicht, die die Grenze ihres Territoriums bezeichnen. Wir durchquerten in schräger Richtung eine Ebene, deren Boden unter schweren Schwefeldämpfen verschwand. Alle hundert Schritt flogen Schleiereulen auf. Wie das ferne Grollen eines Vulkans erreichte uns das letzte Keuchen der Flöten. Elf Tage später hatten wir El Paso erreicht, El Paso del Norte, wo wir in den Zug nach San-Antonio stiegen¹⁾.

¹⁾ Aus einem erscheinenden Novellenband des jungen Schweizerschriftstellers, der mit dem Roman *Gold (L'or)* sein Pseudonym Blaise Cendrars zu einem bekannten Namen der französischen Erzählungskunst erhab.